

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1925**

238 (14.10.1925) Die Mußestunde



die Front und hatte irgend ein Unglück. Daß er aber den Heldentod gestorben wäre, das konnte ich nicht glauben. — Ein lefetreudiger Unteroffizier las die Kriegszeitung aus. Als er die Geschichte von dem dummen August gelesen hatte, rief er: „So ein Schwindler!“ Und dann erzählte er: „Nicht genau das gleiche habe ich kurz vor dem Kriege gesehen. Damals war es ein Kommerzienrat in einem Kabarett in London oder wo, der alles zu machen brachte. Er wurde aber wegen heimlicher Liebe zu einer Künstlerin, die schon verheiratet war — so ein Ekel — trübfinnig. Dann besuchte er einen Arzt. Als dieser ihm aber empfahl, er solle ins Variete „Blauer Sekt“ gehen und solle den Anjaer Gräßhob oder so hören, flüchtete er, eilte zur Polizei und zeigte den Arzt an, daß er verrückt sei. . . Aber so ein Kobl. Jetzt soll es ein dummer August gewesen sein. Ich sage ja immer, daß die Kriegszeitung schwindelt. — So berichtete der Unteroffizier. —

Dann schien der lustige Kerl an Vergessenheit seiner Autoren gestorben zu sein. — Kürzlich las ich in einer Zeitung eine Anekdote von Zul. Versti „Der Spaßmacher“. Nach dieser lustigen Abhandlung trat der tüchtige Hanswurst Carlino in einem Theater in Paris auf. Er führte allabendlich das Publikum von einer Zwerchfellerschütterung in die andere und war der Liebling des Publikums. Aber leider: er litt an Weilschmerz. Deshalb ging er zu einem Arzt und dieser empfahl ihm, sich an den Späßen Carlino's gesund zu lassen. Ueber diese Verordnung aber wurde er völlig trübfinnig und ist gestorben. —

Dieses rasche Sterbenlassen ist ein Fehler. Ueber die Trauer darüber tröstet nur, daß ein anderer Autor davon nichts weiß und ihn weiterleben läßt oder sein Sterben als einen neuen Witz des Helden darstellt. Denn diese Handwurfs-idee ist zu dankbar, als daß sie schon einwillig abgestorben sein soll. Einige weitere dreißig Jahre wird man sie schon noch ertragen können. Daß er aber als ganz gewöhnlicher Hanswurst sterben mußte, wo er doch schon Conferencier war, hat er eigentlich nicht verdient. Dabei wird seine nächste Humorpezialität etwas Schwierigkeiten bereiten. Der Hanswurst und alles was er vorher war, ist tot; es lebe der Radiomellenvortragsquintillist! So ähnlich wird er wieder auferstehen.

Wer der lustige Kerl aber war, hat Zul. Versti in seiner Anekdote dankenswerter Weise mitgeteilt. Das ist das wertvollste in seiner gesamten literarischen Bearbeitung. Zuletzt war er Carlino. Carlino aber sei kein anderer gewesen als (Ehrfurchtsmiene aufsehen!) als Carl Anton von Bertinossi, gebürtig aus Turin. — Wer das nicht glaubt, kann sich nun in Turin erkundigen. Das Briefporto beträgt 25 Pfennige.

### Bücherschau

„Neue Frauenkleidung und Frauentultur“. Zeitschrift für persönliche, künstlerische Kleidung, Körperkultur und Kunsthandwerk. Mit Schnittmuster- bezw. Handarbeitsbogen oder sonstiger Beilage. Herausgegeben von der Werkstätte für Deutsche Frauentultur Karlsruhe. 21. Jahrgang 1925. Septemberheft (9). Verlag G. Braun, G. m. b. H., Karlsruhe. 1925 erscheinen 12 Hefte. Preis halbjährlich (6 Hefte) M. 6.—, vierteljährlich (3 Hefte) M. 3.—. Einzelheft M. 1.20. — Wenn man hinter die Kulissen des Modeschaffens schaut, kann man schon recht gewisse Richtlinien für Herbst und Winter erkennen. Die neuen Formen der Mode sollen nicht kritlos angenommen werden; jede Frau darf nur das für sie Geeignete an Anzeigung daraus ziehen. Allgemein unterrichtet hier die „Neue Frauenkleidung und Frauentultur“ und besonders jetzt der Aufsatz im neuen Heft „Vorjahre auf die Herbst- und Wintermoden“. Die beigegebenen Abbildungen erleichtern die Auswahl und die Abwandlung für den eigenen Bedarf. Ein breiter Raum ist der Lichtverteilung und Fensterbekleidung gewidmet, da bei der Ausgestaltung eines Raumes diese Fragen eine entscheidende Rolle spielen. Fensterbekleidung und Stores können dem fremden Beschauer schon auf der Straße einen kleinen Einblick geben in Eigenart und Charakter der ihm verborgenen Häuslichkeit und seiner Bewohner. Wer sich für Handarbeiten interessiert, kommt ebenfalls auf seine Rechnung. Ein Aufsatz mit Abbildungen und Musterbeispielen behandelt die neue Trautella-Spitze; das Heft enthält ferner viele Vorlagen für Tüll-, Filzdecken usw. sowie einen Handarbeitsbogen. Wertvolle Textbeiträge wie „Wunderkinder“, „Das deutsche Haus in der Postkarte“, „Die Arbeit der Frau beim Film“ bereichern das Heft.

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsdruckerei Volkstreu G. m. b. H. Karlsruhe, Lützenstraße 24.

### Rätsellecke

Magisches Biered

A	A	D	E
E	E	E	E
I	L	L	L
L	O	S	S

Die Buchstaben in obenstehendem Biered sind derart anzuordnen, daß vier bekannte Wörter entstehen, die sich sowohl von links nach rechts als auch von oben nach unten lesen lassen.

### Buchstaben-Rätsel

In die Wörter: Viter, Stahl, Geel, Moor, Harm, Lotte, Gier, Ei, Nächstlich ist je ein Buchstabe einzufügen, so daß neue Wörter entstehen; diese neuen Wörter sind in derselben Reihenfolge so untereinander zu bringen, daß eine senkrechte Linie entsteht, die den Namen eines Festes nennt.

### Auflösungen der Rätsel der Nummer der 41. Woche

**Bierbild:** Man stelle das Bild auf den Kopf. Die ausstretende Natur des Biertränklers ist zwischen dem Gefäß des großen Baumes zu suchen.

**Befuchstarten-Rätsel:** Buchhalterin.

**Nichtige Lösungen fanden ein:** Vfelotte Krauß, Adolf Weißer, Karl Berninger, Klara Klein, Maria Emald, Karlsruhe, Arthur Wiest jr., Karlsruhe-Grümmel, Johann Seiberlich, Reichenbach b. Ettlingen; Robert Arbeit, Duag Start, Gröbtingen; Michael Bastian, Michelbach, Amt Rastatt; Franz Braun, Oberkirch.

### Witz und Humor

**Kindermund.** Ein kleiner Junge ist mit seinen Eltern das erste mal im Zoologischen Garten und sieht voller Erstaunen die Hirsche. Gerade kommt wieder ein Prachtexemplar mit einem großen Gemisch vorbeistrotzend. „Mama“, ruft der Kleine verwundert, „warum trägt das Tier denn einen Gaderobenständer auf dem Kopf?“ („Mf.“)

**Aus der Schule.** „Nenne einmal ein menschliches Organ, Müller?“ — „Das Auge.“ — „Und nun nenne du einmal eins, Krause.“ — „Das Auge.“ — „Das hat doch eben schon Müller genannt.“ — „Ich meine aber das andere, Herr Lehrer.“ („Mf.“)

### Das Glas Bier

Im „Fränkischen Kurier“ erzählt Hanns Bertbil das folgende sächsische Gespräch:

Personen: Der Gast. Der Ober.  
Der Gast: „Herr Ober, ich möchte ein Bier.“  
Der Ober: „Dunkles oder helles?“  
Der Gast: „Helles!“  
Der Ober: „Auswerdis oder hiesiges?“  
Der Gast: „Auswärtiges.“  
Der Ober: „Solls e großes sein oder genäit e aleeenes?“  
Der Gast: „Ein großes.“  
Der Ober: „Auswerdis Biere hammt nur in aleeen Gläsern da.“  
Der Gast: „Meinetwegen bringen Sie mir halt ein kleines.“  
Der Ober: „E aleeenes Dunatli?“  
Der Gast: „Nein, ein kleines helles.“  
Der Ober: „Sie wolln doch e auswerdis Bier?“  
Der Gast: „Ein auswärtiges helles.“  
Der Ober: „Mir hammt bloos auswerdis Dunkle, de helin sinn hiesige Biere.“  
Der Gast: „Zum Donnerwetter, ich will ein helles Bier. So bringen Sie mir ein hiesiges helles.“  
Der Ober: „E großes helles?“  
Der Gast: „Ein kleines helles.“  
Der Ober: „Hiesige Biere werden nur in grooßen Gläsern serviert.“  
Der Gast: „Bringen Sie mir ein großes hiesiges helles.“  
Der Ober: „Sie entschuldien giedichst. Sie werdis wohl nich endschließen aenn, e Dunatles ze nehm, s Helle muß erschd nei angesteht wern.“  
Der Gast: „— — ?! Bringen Sie mir einen Kognak! — — Aber einen doppelten!“

# Die Rufestunde

## Zur Unterhaltung und Belehrung

### Der Wildling

Von Jean Kohon.

Berechtigte Uebersetzung von Johannes Kunde.

Nach Vergang der beiden Verunglückten inmitten der Scheune auf einer Strohschicht sagte Chartaux zu seiner Frau: „Melanie, geh schlafen; du brauchst dir das nicht länger mit anzusehen.“

Im widerspruchslos Befolgen seiner Anordnungen gewöhnt, lehrte er ihr schroff den Rücken und gab Michelour den Austritt.

„Nachbar, du spannst also deine Stute ein und fährst nach Saint-Dider. Du meldest bei der Gendarmerte; die wird ohne Zweifel den Arzt veranlassen, daß er den Tod feststellt. . . So handeln wir nach Gewissen und Gerecht.“

Die Holzstube der beiden Männer vollterten über die Riesel des Hofes. Die Nacht war ein Wagnis der Finsternis, durch die ab und zu Böen scharfer Nordwindes vom Bus de Dome her wehten.

Chartaux, der sich bei der Feldbestellung tüchtig erkälte hatte, trieb unter Dufteanfängen die Stute zwischen die Gabel deschiel, bestieg sie und schaute über das Gesicht Michelour, der den Karren noch nicht erklimmen konnte, zu:

„Also, bring's in Ordnung. . . Ich halte bei den Leichen Waache. Weik Gott! Das ist kein Vermissen.“

Er lehrte durch die niedrige Tür in die Scheune zurück, stopfte eine Pfeife, setzte sich auf die untere Strolche der zum Heuboden führenden Leiter und dachte über das Ereignis nach.

Das war doch ein merkwürdiger Unglücksfall, der den beiden das Leben gekostet hatte: Michelour und er leerten gerade ein Maß voll Zider und klabten ein paar darin schwimmende Kastanien heraus, da hatte sie plötzlich ein furchtbarer Krach, der einer in einem Steinbruch explodierenden Donamitladung glich, aus dumpfem Einbrüten aufgeschredt. Vor der Türschwelle hatten sie zunächst in die dunkle Nacht; dann aber wohl eine Feuerprobe empor — an der Wegbiegung hundert Meter vom Gehöft — . . . In der Unfallstelle gewahrten sie im Graben ein umgestürztes, brennendes Auto und nach Augenblicken des Suchens die Ober: einer war gegen eine Pappel geschleudert worden; der andere hatte seine Verhüllung beim Anrollen an den Kilometerstein davongetragen.

Jetzt lagen die Körper nebeneinander auf dem fischen Stroch ausgebreitet. Chartaux Frau hatte es als ihre Pflicht angesehen, über die beiden blutüberströmten, entstellten Gesichter, deren Züge gar nicht mehr zu erkennen waren, ein vierediges Kissen zu breiten. Man vernahm in regelmäßigen Abständen das Klischen des Rufes auf die Tonne, das den kristallartigen Klang des von einem Strohdach herabstrahlenden Regens glich. Der trübe Nischschein der zu ihren Füßen hinausstehenden Laterne warf auf die hellen Farben ihrer beschmutzten Kleidung zitternde Schatten, welche sie fast wie in ein Vabritsch einhüllten. . .

Chartaux konnte sich wider Willen einem gewissen Eindrud nicht entziehen. Gleichwohl brummte er: „Ich werde mir wegen dieser Fremden keine Kopfschmerzen machen.“

Er stand auf und sang an die Fegemühle, über deren vollem Sieb eine Spinne ihr Netz gezogen hatte und warf, während seine Gedanken die gleiche Richtung verfolgten, etwas heiße Worte auf das seine Gemebe:

„Ich kenne diese Leute ja nicht. . . Zwei leichtsinnige Schlingel wahrscheinlich, die sich in Witz amüsieren wollten und die das Schicksal unterwegs ertötet hat!“

Unwillkürlich näherte er sich ihnen. Wer waren die beiden? Die Katastrophe hatte die Frage heraufbeschworen. Und er kam nicht mehr von ihr los; sie reizte seine grübelnde Bauernneugier.

„Na, sie müssen doch jedenfalls Papiere bei sich haben!

Aber, halt! Bei Eintreffen der Gendarmen ist jedes Anrühren verboten.“

Das Mundstück der Pfeife fest zwischen die Schneidezähne geklemmt, führte Chartaux baldlaut sein Zeltgespräch, er schnitt die Augen zusammen und verworren Gedanken arbeiteten hinter seiner geklammerten Stirn. Dann lachte er sich ein wenig in den Vorratsraum. Ein Schluß alten Träfers gab ihm völlig die augenblicklich notwendige Ruhe wieder. Nach seiner Berechnung mußten Michelour und die Gendarmen genau um 11 Uhr eintreffen, und Punkt 12 konnte er sich in seinem Bett ausstrecken. Diese Feststellung freute ihn.

Und morgen kann ich zeitig den Mais säen.“

Chartaux war bei seiner dritten Pfeife, als er etwas, ihm bis jetzt Entgangenes, bemerkte, der geschlossene Ueberzieher eines der Verunglückten war fast in der ganzen Länge, auf der rechten Seite, zerissen und legte das Futter der Innentafel bloß.

Und Unruhe, das Ergebnis, der in ihm nun einmal wachen Neugier, befiel ihn abermals, diesmal hartnäckiger. Eine Tasche ist doch zum Unterbringen von Papieren da.“

Er streckte die Hand aus, zog sie aber wieder zurück. Erst nach langen Erwägungen lachte er seine Entschluß: „Die Gendarmen wissen doch nicht“, murmelte er, „in welchem Zustand man sie aufgehoben hat.“

Er bückte sich hinunter, knöpfte den Mantel auf und zog eine Brieftasche aus schwarzem georniertem Leder hervor. „Das Ding enthält bestenfalls ein Ausweisnämier des Unglücklichen“, meinte er: im Ton falschen Mitleids.

Er öffnete sie und seine Augen schienen die graue Hautfarbe seines Gesichtes wie in Flammen zu setzen; die Hände befiel ein frampfortiges Zittern bei Berührung der blauen Scheine. Er zählte:

„Zwanzig Tausendfrankenscheine! . . . Der Teufel hole mich; ich habe mich nicht verschätzt.“

Er trocknete den auf der Stirn perlenden Schweiß, der durch die Furchen in seine buhigen Augenbrauen floß, wie das Wasser einer Lache in Wellenlinien hinfließt. Dabei bot er den Anblick eines von Konzeption befallenen Mannes. Die Tasche an ihren Platz zurückzugeben, daran dachte er nicht. Und seine Neugier war befruchtbar ansehts des unermesslichen, seiner Sabaler aus dem kommenden Fundes.

„Zwanzigtausend Frank! . . . Zwanzigtausend! . . . wie-derholte er immer wieder.

Er hatte das Gesicht der Pfeife zwischen den Zähnen verbissen; so heftig war der nervöse Krampf und die stürmische Erregung seines Gemüßens. Er warf das Bruchstück weg und tauchte mechanisch weiter.

Ein Schein von Logik bemächtigte sich nach und nach Chartaux und brachte ihn dahin, fastbütig die Folgen einer etwaigen Unterschlagung zu überdenken:

„Pah! . . . Wenn ich die Hand auf dieses Geld lege — ich wette: sie beweisen mir nichts!“

Trotzdem durchsuchte er mit übertriebener Sorgfalt das Portefeuille. Es war nichts weiter darin. Diese Feststellung schien ihn zu beruhigen, ohne daß er seiner Anstrengung völlig Herr zu werden vermochte. Eine Viertelstunde lang starrte er sorgenvoll vor sich hin; Erwägungen und Folgerungen wirbelten durch sein Hirn. Dann rampte er plötzlich mit bloßen Füßen in seine Kammer:

„Höre“, sagte er, indem er seine Frau brutal mit einem Rasenüber aufweckte, „verstecke das unter deinem Kissen, bis ich es an einem sicheren Orte verberge.“

Am folgenden Tage — es war schon gegen Abend und Chartaux mit der Ausaat des Mais gerade fertig — dg erschien seine Frau am Feldrain:

„Louis, die Herren sind da!“

„Er tat, als verstände er sie nicht und spöttelte: „Die Herren Gendarmen?“

„Ja — und die vom Gericht auch.“



Er sprang aus, warf sein Adergerät hin und erwiderte ruhig:

„Gut — ich komme.“  
Er trug eine bewundernswerte Kaltblütigkeit, eine ruhige Sicherheit zur Schau. Seiner Frau — sie klüfferte ihm ihre Befürchtungen zu — gab er den Rat:

„Halte den Mund und kummere dich um nichts. . . Die Herren wollen wahrscheinlich Auskünfte von mir haben. Ich gebe sie ihnen.“

Als er seinen Hof betrat, standen der Untersuchungsrichter, der Staatsanwalt und ein Gerichtsschreiber in dessen Mitte. Zwei Brigadiere und Micheloux hielten sich etwas abseits von der Gruppe. Eine Hündin, die allen diesen ernsten und gestrengen Männern offenbar feindselig gesinnt war, bellte. Charlaux verwies es ihr und kam ganz unbefangen heran.

„Sind Sie Herr Charlaux?“ fragte der Staatsanwalt.  
„Ich habe die Ehre — zu dienen.“

„Ich habe eben eine Haussuchung bei Ihnen anbefohlen. Aber Sie muß nach dem Wortlaut des Gesetzes in Ihrer Gegenwart stattfinden. . .“

„Eine Haussuchung. . . warum das?“  
„Nun, ein Diebstahl ist gestern abends unter ziemlich merkwürdigen Umständen auf Schloß Saillac begangen worden. Zwei Automobilisten sind erschienen und haben darum gebeten, Herrn von Balcour sprechen zu können, den sie als ihren besten Freund bezeichneten. Der mit der Obhut des Schlosses betraute Gärtner hat ihnen beantwortet, daß Herr von Balcour erst heute von seinem Sommeraufenthalt zurückkehren würde. Darauf gebärdete sich der eine von ihnen trotzig und äußerte den Wunsch, sofort eine Zeile an ihn zu richten. Der Gärtner ließ ihn zu diesem Zwecke während einiger Minuten allein in einem kleinen Salon und unterhielt sich unterdessen mit seinem Begleiter.“

Heute morgens hat Herr von Balcour bei seiner Rückkehr festgestellt, daß sein Schreibtisch erbrochen worden und eine Briefschloß mit wassersicheren Brand daraus entwendet worden ist.“

Auf sein Telegramm haben wir uns hierher begeben, und es ist uns nicht schwer gefallen, in den Personen der zwei Verunglückten, die Sie gestern hier geboren haben, die Räuber von Schloß Saillac zu erkennen. Die bei ihnen vorgefundenen Papiere haben uns ermöglicht, ihre Identität festzustellen; es waren schwere, rückfällige Verbrecher, die sich unter einem eleganten Aeußeren verbargen. Sie haben wahrscheinlich das zur Ursache ihres traurigen Todes gewordene Auto, dessen Bestzer sich bald melden wird, geraubt. Inzwischen müssen wir es uns aneignen sein lassen, die abhanden gekommene Briefschloß wieder zu finden.“

Charlaux grinst: „Der Teufel soll mich holen, wenn Sie die hier finden.“

Zwei geschlossene Stunden widmete sich Vorgesetzte und Unterebene ebenso genannten wie zweifachen Nachforschungen. Das Haus wurde vom Boden bis zum Keller durchsucht.

„Nichts!“ äußerte der Staatsanwalt, der mit seinem Latein zu Ende war. Schon wollte er sich bei Charlaux wegen der Haussuchung entschuldigen, die Beamtspflicht seinem Gewissen vorschreiben hatte; da schweifte sein Blick über das Gärtchen, welches sich an die Dürstete des Hauses schloß und das eine beschnittene Hecke von der Straße trennte.

„Ist das Ihr Garten?“

„Ja, Herr Staatsanwalt, und ich kann Ihnen versichern, daß er mit keiner Hypothek belastet ist.“ witzelte Charlaux. Der Staatsanwalt beugte sich über die Hecke. Seine Aufmerksamkeit schien sich auf ein frisch bestelltes, kleines Gartenstück zu richten, inmitten dessen sich ein gradstämmiger und kräftiger Wildling breit machte.

„Dieser Baum ist vor kurzem eingepflanzt worden?“  
„Gewiß. Heute morgens. Ich will ihn im Herbst pflanzeln.“

Im Hirn des Beamten aucte der Verdacht auf. „Gendarmen, versehen Sie sich mit dem nötigen Werkzeu, schauen Sie die Erde rings um diesen Baum weg. Unter Umständen graben Sie ihn aus! Die Weibärde wird für den entstandenen Schaden aufkommen.“

Die Gendarmen gingen an die Arbeit und legten alsbald einen irdenen Topf bloß, der unter einem Deckel die wertvolle Briefschloß verbara.

„Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes.“  
Charlaux stieß einen ebenso sinnlichen wie unvermittelten Schrei des Protestes aus:

„Verdammt! Mir wird es sobald nicht wieder einfallen, Leute Hilfe bringen zu wollen!“

### Bac-ten

Aus meinem chinesischen Tagebuch.  
Von Karl Salm.

Vier mächtige Ströme mit vielen Nebenflüssen winden sich durch die Gebirgswelt Tonkims. Sie haben ihr Quellgebiet hoch oben in Tibet, laufen miteinander parallel und sind nur durch Gebirgsketten von einander getrennt. Kommt man von einem Stromgebiet in das andere, so ist man erstaunt über die Gleichförmigkeit der Talflüder. Ein Tal ähnelt dem andern, so daß man oft meint, den vor einigen Tagen verlassenem Strom wieder vor sich zu haben. In einem dieser gewaltigen Ströme liegt Bac-ten. Hoch oben auf einem Hügel das Fort, besetzt von 40 Fremdenlegionären und zwei Offizieren und einem Detachement Annamiten-Infanterie, dessen Vorgesetzter, ein Oberleutnant der Marine-Infanterie. Schnell hatte man einst diesen Hügel, der einen weiten Fernblick bietet, besetzt, damals, als Abgesprengte der Expedition des Generals Negrier, des Eroberers von Tonkin, von den Räuberbanden der Schwarzlagen verfolgt wurden. Hier setzten sich die Gelagten fest, verteidigten sich bis zur letzten Patrone, setzten aus Verzweiflung den Urwald und die Dschungeln in Brand; tagelang wüdete das Feuer. Es war ein Feuerzeichen, das in der Nacht 80 Kilometer weit sichtbar war, ein grausames Signal, das den nach dem Dafen sich schneidenden General nochmals zurückrief. Nachmals raffte sich dessen Korps auf. Es stellte den Feind bei Cho-ra am Violen Fluße und trieb ihn in die chinesische Provinz Nünman. Mit seinen todsüchtigen Korps baute der Eroberer Befestigungen und Verteidigungsanlagen, und als man ihn endlich abließ, glaubte man eine friedliche Provinz erhalten zu haben. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man dieses erste Korps und seinen Führer neben einen Ferdinand Cortez stellt. In diesem Korps war jeder Soldat ein Held. Es wird erzählt, daß das Korps aus lauter Bestien bestanden hätte. Und beifällig sei die ganze Kriegsführung in der zu erobernden Kolonie gewesen. Der Feind, eine große Häuerhande, zusammengesetzt aus chinesischen Deserteurern, Verbrechern und Verbannten hatte sich Tonkin als Domäne ausgesucht und es verteidigt, wie wenn es sein Vaterland gewesen wäre. Menschenraub, ekelhafte Verwüsterungen, Brand und Mord waren die Zeichen seiner Züge durch das schöne Land. Schwarze und gelbe Flaggen flatterten in den Reihen der Banden: die Farben des chinesischen Teufels.

Wer in die Hände dieser Banden fiel, sah einem martervollen Tode entgegen. Deshalb ist es zu verstehen, daß das Korps des Generals Negriers rücksichtslose Brutalität übte und den Feind in den kumpfigen Niederungen wie auch auf den hohen Gebirgsstämmen schlug und aus dem Lande jagte. Doch bis heute hat der Krieg noch kein Ende gefunden. Noch bestehen Plänkereien; Transporte werden überfallen, Besatzungen kleinerer Forts übermüdet und niedergemacht und Dörfer und Ansiedlungen eingeschürt. Ein Guerillakrieg besteht, in dem es keine Unterlegenen und keine Sieger gibt. Vom letzten Fort Chin-hoa, am klaren Fluß gelegen, bis Baechen zählt man 50 Kilometer, gleich drei Marschtagen. Die Wälder bestanden nach Witternacht und während bis 9 Uhr vormittags, wo im Urwald hart am Fluße das Lager aufgeschlagen wird. Dreimal muß der Fluß gekreuzt werden; durch höchste Dschungeln, Mann hinter Mann, über flatternde Felsen hinweg geht der Fluß, in dessen Nähe der Tod lauert. In der Linken die geladene Revolverflinte, in der Rechten das Cup-Cup, eine handbreite, halbkreisförmige Hiebmaße; so bewaffnet steht ein Soldat hinter dem anderen einher. In den Dschungeln lauert der Tiger, giftiges Gewitter und Schlangen bedrohen den oft sorglos Marschierenden. In der Nacht sind es die Mosquitos, die den Uebermüdeten peinigen. Dann die Luft, geschwängert von den Mosken endloser Flumpie, erfüllt von jener heißen, bleiernen Schwere, verwandt mit jener, die vor schweren Gewittern in der gemäßigten Zone so erschreckend wirkt! Und trotz diesem allen atbt es Menichen, die immer wieder in dies Land zurück verlangen. Und verstanden wird dieser Trieb nur, wenn man den Abenteuerer versteht, der im Leben den höchsten Preis findet, indem er es aufs Spiel setzt.

Der Kapitän des Forts war ein Pariser, sein Stellvertreter ein Oberleutnant, gebürtig aus Mühlhausen i. G. Jeder von ihnen besaß zwei Frauen — Mütter mit Töchtern — die sich die Mütter ihrer abendländischen Kolonnen angewöhnt hatten. Die Herren hatten noch einen Boy zur außerordentlichen Bedienung. Von einem französischen Limonieragent hatten sich die Offiziere zur Fremdenlegion versehen lassen, wohl wissend, daß unter dieser Truppe das Kreuz der Ehrenlegion leicht zu erringen war. Doch der Kapitän hatte hier oben mit seinen Frauen genug zu tun, und der Oberleutnant

mehr noch mit seinen Wunden, die er sich in irgend einem Bette seiner früheren Garnison gebolt hatte. Nach und nach war von diesem Eilen der Waite- und Vorrat aufgebraucht worden; nun nahm er Wäder, denen Wein beigelegt wurde, der für die Befestigung für dringende Fälle vorgesehen war.

Eine Tages war vom General-Gouverneur eine Streife angeordnet worden. Jedes Fort der Kolonie war aufgegeben worden, je nach Ermessen die Umgebung abzuhängen. Diese Streife sollte mandorartig aufgeföhrt werden; es wurde aber blutiger Ernst daraus. Zehn Legionäre, einschließlich des Kranken, der Oberleutnant und die vier Weiber nebst den Boys verblieben in Bac-ten. Die anderen zogen in den Urwald und wurden von zwei gebirgigen Führern in die Hände der aufauertenden Schwarzlagen geleitet. Fürchtbar war das Gemehel; die Wenigen, die mit dem Kapitän dem Ueberfall entronnen, gelangten über die Wasserföhre zum Reutirewir und wurden von einer Streife errettet.

Währenddem sich dies zutrug, hatte sich in Bac-ten ein Fremdenlegionär zum Diktator gemacht. Das war der lange Maurice, vom schlaffen Großenfaden. Nach Abszug der Garnison machte er den chinesischen Kaufmann unten im Dorje zum Gefangenen und ließ den Inhalt seines Kaufladens durch die Eingeborenen aufs Fort schaffen. Schnell wurden aus Bambus Flöße gebaut, auf welchen im Falle der Not die Bewohner entfliehen konnten. Die beiden Weiber des Kapitän, die sich nicht fügen wollten, brachte der Diktator in die Mannschaftsbarade, wo je ferner Dienst bei den Gefunden taten. Der Oberleutnant, ein überreicher Körper, drohte mit Erschießen, worauf man ihm bedeutete, daß man vorher noch einige Arbeit zu verrichten hätte.

Und in einer Nacht wurde Bac-ten überfallen. Die Kranken nahmen teil an der Verteidigung. Die Gefunden, 6 Männer, wüelten wie Wilde, während der Diktator die Revolverkanone bediente. 200 Schwarzlagen sollen es gewesen sein, die Bac-ten angegriffen haben; über hundert lagen tot um den Hügel herum. Die Weiber waren entflohen und in die Hände der Feinde gefallen, unten brannte das Dorf, aber die Besatzung war noch vollzählig. Der Oberleutnant war leicht verletzt worden, doch wies er diese Wunde, die anderen schamhaft bedeckend. Aus einem Stein machte man Wunden, mit Wein wusch die Wunde geheilt.

Nach Tagen kamen von Chin-hoa ein Offizier und 20 Legionäre zur Hilfe nach Bac-ten und mit ihnen die entflohenen Bewohner des Dorfes. Der Oberleutnant berichtete den Ueberfall, stellte die Tapieren vor, worauf sein Kollege von Chin-hoa sich das Kreuz von seiner Brust rih und es dem Diktator anbot. Der lächelte wehmütig; denn er war schon dreimal Sergeant gewesen und dreimal dekoriert worden. Der chinesische Kaufmann bot eine hohe Summe zur Rettung seines Lebens. Man nahm sie an, verteilte sie unter die Verteidiger und ließ ihn hinab ins Dorf gehen. Dort erschlugen ihn die anelomnener Bewohner und warfen ihn in den Strom. Denn von jeher haben diese Kaufleute mehr oder weniger der Spionage gedient. Der Diktator und seine Genossen luden in einer Sompang den Fluß hinab nach Sanoi ins Casarett, wo man ihre Erzählungen wie Märchen bewertete.

### Der todestraurige Hanswurf

Rezipitation über eine literarische Schurere.  
Von Karl Birner.

Er ruhe in Frieden.  
Vor dreißig Jahren ist er mir das erstmal begegnet, der Listige Komiker, der das ganze Theater in München in eine Lachlamme vermandelte und das Haus zum Erschüttern brachte vor Beifall und Verlangen nach Angabe. Stefanie war sein Name. Er war der tollmüthigste Komiker der ganzen Welt, der Eigenbröder und Melancholiker sich gesund lachen machte. Aber ach —! so zwerghellerschütternd Stefanie auf seine Bühner wirkte, so melancholisch war er selber. Um sein krankes Gemüt zu heilen, besuchte er einen berühmten Wpfiater. Aber der Herr Medizinalrat mußte keine andere Medizin für den Patienten, als — den Besuch des Varietetheaters Andine. Dort sollte er sich den Wiken des Komikers Stefanie hemmungslos hingeben, Abend für Abend eine ganze Woche lang, dann müßen er wiederkommen. Hat Stefanie Sie nicht kurz 4, dann müßen wir weiter überlegen“, hatte der kluge Seelenarzt als letzten Rat dem Kranken gegeben. Aber kaum gesagt, sah ihn Stefanie entsezt an und fiel in Ohnmacht. Als er mit Hilfe des Medizinalrats wieder zu sich gekommen war, sagte er: „Herr Doktor — Herr Professor — Herr Medizinalrat — ich selber — bin Stefanie.“ Dann legte er 3 M. auf den Tisch und ging fort.

So war die traurige Geschichte von dem lustigen Stefanie. Ich habe ihn persönlich nicht kennen gelernt, habe ihn nie gesehen und nie gehört. Woher ich mich seiner Geschichte aber doch so genau erinnere? Weil ich sie als Herr Wehring der graphischen Künste damals selber gesetzt habe. Und die Geschichte hatte mir so gut gefallen, daß ich mich darüber trumm gesetzt und sie auswendig gelernt habe. Wenn ich damals nach, dank der literarischen Studien der Schule schon gewußt habe wie man Geschichten macht, so hatte ich an die Wahrheit dieser Geschichte doch fest gelaubt. —

Einige Jahre später tauchte in einer Erzählung ein Humorist auf, der mit seinen Vorträgen das ganze Theater auf den Kopf stellte. Der arme Mann aber litt an Schwerkmut, die immer schlimmer wurde. Schließlich war sein Zustand so schlimm, daß er förmlich auf die Bühne getragen werden mußte; wenn er dann stand, hatte es keine Not mehr um schon seine Stellung entsezte Beifall. Auch er ging zum Arzt. Und der Arzt empfahl ihm als einzige Rettung den humoristischen Tonelli. Dessen Tränken drei Abende hintereinander genossen, dann besuchte Sie mich wieder“ waren seine letzten Worte. Darauf weinte Tonelli herzzersehend, er meinte, daß die Tränen so did wie Herbeobohnen seine Wangen herunterließen. — Was weiter geschah, erinnere ich mich nicht mehr. Irgend etwas aber ist noch erfolgt, weil sonst die Geschichte von dem traurigen Tonelli nicht zu Ende gegangen wäre und weil er sonst heute noch in Karlsruhe, wo es geschah, weinen würde. Dann wäre die Kaiserstraße überflutet.

Abemals vergingen Jahre. Da tauchte in einem Zeltairus ein Clown auf, über dessen Schurken die ganze Stadt außer Rand und Band geriet. Wenn auf politische Anordnungen hin die Unterhalten der Sitz- und Stehpläße nicht verstärkt worden wären, so wären sie eines Abends zusammengebrochen, trummgebehen waren sie schon. Aber der Clown, Mehlwurm mit Namen, war sehr schwer gemüthant, weshalb er einen Arzt besuchte. „Ich weiß ein Mittel für Sie, aber nur eins. Kommen Sie heute abend 7 Uhr zu mir.“ Patient Müller (Clown Mehlwurm) stellte sich abends so trauerlos ein, wie er gegangen war. Der Arzt ging mit seinem Patienten zum Zirkus. In der Loge sagte der Arzt: „Hier lade ich mich jeden Abend gesund, denn auch ich bin etwas schwermütig. Der Clown ist das beste Heilmittel für kranke Seelen.“ Ohne jedes Interesse folgte Herr Müller den drei ersten Nummern. Dann entfernte er sich und war verschunden. Die nächste Nummer war das Auftreten des Clowns. Diese Nummer verzögerte sich, weshalb eine Kelllerin die Pause ausfüllte. Ihr Zauber wurde durch das überflüssige Auftreten des Clowns verschandelt. Schon sein Anblick sollte einen Beifallsturm aus, daß das Zeltdach sich blähte. Und als er am Ende seines Auftritts wie ein Säulchen Anallid hinausgetragen wurde, da lebte der Beifall noch einmal auf wie neugeboren. — Später stellte sich Herr Müller bei seinem Arzt wieder ein. „Wie waren Sie? Haben Sie den Clown gesehen?“ „Abemals ist alles Clown und Nihilismus.“ „Haben Sie gelacht, mein Freund?“ „Gemeint.“ „Ueber was? Ueber wen?“ „Ueber mich.“ „Wie?“ „Ich bin der Clown.“

Diese Geschichte spielte damals in Frankfurt a. M. Sie ist aber noch nicht beendet. Am anderen Tage mußte der Arzt auf den Offenstein (Zrennhaus bei Frankfurt) verbracht werden. Beim intensiven Ueberlegen des Falles war er wahnsinnig geworden. — Er war ein Opfer seines Berufes. —

Wieder vergingen Jahre. Der Weltkrieg war entkamt und hatte mich zur Abwechslung nach Ausland verschlagen. Dort las ich in einer Kriegszeitung mal eine hübsche Geschichte von einem dummen August. Dessen Gesicht schon konnte Menschen rasend machen. Wenn er aber seinen zupflügeligen Gartenzaun auseinanderklappte (so hieß es) überfiel alle Vorgesänge aller dummen Auguste zusammen. Aber August war krank an Seele und Gemüt, daß er sich selber zur Last war. Und auch er besuchte einen Arzt. Ganz nach dem Universalrezeptmittel der damaligen Zeit empfahl ihm der Arzt eine ordentliche Luft, Gehärs, Geschmacks, Geruchs-, Gefühls- und Ernährungsveränderung. All das könne er billig dadurch erreichen, daß er sich freiwillig zum Kriegsdienst stelle. Und der dumme August, schon halb geküßt allein durch diesen Rat, war so schlau (so schrieb die Kriegszeitung!) und meldete sich als Kriegsdienstwilliger.

Die Geschichte dieses dummen August war haargenau erzählt unter Angabe seines Namens und Geburtsortes, die ich verlassen habe; Hamburg war aber der Hintergrund der Scene. — Ich habe in der Folge dann im Kriegs-Osten und Kriegs-Westen gelut, noch zwei Jahre lang, ob ich August finde. Gefunden habe ich meinen August, aber diesen August, den rechten, nicht. Vielleicht war er so schlau, sich ein Wöllchen fern vom Schuß zu sichern, oder aber er kam an